

Anschlussfähig sprechen

Oder: Wie ich verletzende Schärfen verlernen möchte

Manchmal habe ich ein ungewolltes Lied im Ohr. Einen Ohrwurm. Er ist nicht gefährlich, aber er zeigt mir etwas: Mein Kopf gehört mir nicht vollständig. Er arbeitet weiter, auch wenn ich das gar nicht will.

Manchmal träume ich im Halbschlaf von Dingen und wehre mich dagegen. Aber je mehr ich mich dagegen wehre, desto hartnäckiger bleiben sie. Gedanken, Bilder, Sätze, alte Formulierungen: Sie lassen sich nicht einfach durch Willenskraft abschalten. Sie sind da, bevor ich sie geprüft habe.

Und manchmal sage ich Dinge, die mir hinterher leidtun. Nicht unbedingt, weil ich in der Sache das Gegenteil gemeint hätte. Sondern weil ich in der Schnelle keine Formulierung gefunden habe, die mein Gegenüber hätte mittragen können.

Das ist eine unangenehme Einsicht. Denn ich halte mich gern für einen Menschen, der differenziert denkt. Aber Differenzierung im Kopf schützt nicht automatisch vor Schärfen in der Sprache.

Manchmal spitze ich Gedanken mit Einzelbeispielen zu, die nicht tragfähig sind und mehr verletzen als klären. Dann rede ich vielleicht von der jungen Veganerin mit ihrem Kind, das jetzt möglicherweise mangelernährt sei. Schon ist ein Bild im Raum: eine Mutter, die ihrer Verantwortung nicht gerecht wird. Vielleicht war das gar nicht meine Absicht. Vielleicht wollte ich nur sagen, dass Überzeugungen dort gefährlich werden können, wo sie sich nicht mehr an Wirklichkeit, Fürsorge und Verantwortung zurückbinden lassen. Aber das Beispiel hat sich verselbständigt. Es trifft eine Personengruppe, bevor es einen Gedanken klärt.

Oder umgekehrt: Ich fühle mich ein wenig als Held, weil ich nach Beginn der russischen Vollinvasion eine ukrainische Familie aufgenommen habe. Dann höre ich den Satz: Den Ukrainern werde es hinten reingeschoben, während andere Flüchtlinge sich strecken müssten. Ein hässlicher Satz. Und doch lag unter ihm vielleicht ein richtiger Hinweis: dass unterschiedliche Gruppen von Geflüchteten sehr unterschiedlich behandelt werden; dass Schutz, Verfahren, Geld, Anerkennung und Zumutungen nicht gleich verteilt sind. Aber die Formulierung vergiftet die Einsicht. Sie macht aus einem Gerechtigkeitsproblem ein Ressentiment.

So geht es mir selbst auch. Ich lebe, wie viele Menschen um mich herum, in der Tendenz, Dinge ein klein wenig schärfer, ein klein wenig alarmierender, ein klein wenig greller darzustellen, als sie sind. Die digitale Welt verstärkt diesen Reflex. Aufmerksamkeit bekommt, was zuspitzt. Was empört. Was ein Gesicht liefert, eine Gruppe, einen Schuldigen.

Daraus entsteht ein Klimawandel in unseren Umgangsformen. Irgendwann ist der neue Nachbar schnell „kriminell“, weil er schon einmal mit der Polizei zu tun hatte oder vielleicht tatsächlich gegen eine Regel verstoßen hat. Der andere Nachbar gilt als „geistig eingeschränkt“, weil er immer dieselben drei Sätze sagt. Menschen mit Migrationsgeschichte erscheinen „komisch“ oder „anders“, weil sie aus einem anderen Kulturkreis kommen, aus einer Krisensituation, aus Gewalterfahrungen, die wir kaum ermessen können. Oder weil beides zusammenkommt. Oder weil der andere Kulturkreis einfach schon die Großstadt ist. Oder Bayern.

Auch politische Sprache arbeitet oft mit solchen Bildern. Friedrich Merz hat einmal mit dem Beispiel von Migrant*innen, die sich hier angeblich die Zähne machen ließen, große Aufmerksamkeit erzeugt. Man hatte sofort ein Bild vor Augen: Fremde, denen etwas in den Rachen geworfen wird, während Einheimische leer ausgehen. Genau darin liegt die Macht solcher Formulierungen. Sie müssen nicht alles sagen. Es reicht, wenn sie ein Bild auslösen.

Aber vielleicht beginnt mein eigenes Problem genau hier. Denn ich merke, wie verführerisch es ist, über Friedrich Merz nicht nur kritisch, sondern witzig sprechen zu wollen. Der Bezug zwischen „Merz“ und „ausmerzen“ liegt so nahe, dass er sich fast von selbst anbietet. Sprachlich ist das reizvoll. Politisch vielleicht auch. Aber genau darin steckt die Gefahr.

Denn in dem Moment, in dem ich Friedrich Merz nur noch als „Fettnäpfchen-Kanzler“ behandle, habe ich ihn schon auf eine Rolle reduziert. Dann prüfe ich seine Sprache nicht mehr, sondern setze das Ressentiment bereits voraus. Ich mache ihn zum Material meiner eigenen Pointe.

Das ist nicht dasselbe wie Kritik. Kritik versucht, einem Sachverhalt gerecht zu werden — und im besten Fall auch dem Menschen, den sie kritisiert. Der Sprachwitz hingegen nimmt sich schnell die Freiheit, den anderen kleiner zu machen, damit der eigene Satz größer wirkt.

Ausländerwitze kann ich schon lange nicht mehr hören. Dazu habe ich seit meiner Jugend zu viele Situationen mit „Ausländern“ bestanden, zu viele Freunde und Bekannte im Ausland oder mit Migrationshintergrund. Ich weiß, wie billig solche Witze sind. Ich weiß, wie sie funktionieren. Und trotzdem bin ich nicht frei von ihrer Struktur. Nur dass meine Zielscheiben andere geworden sind: Politiker, Milieus, Nachbarn, Gruppen, die mir gerade als Beispiel dienen.

Vielleicht beginnt verletzende Sprache also nicht erst beim Hass. Manchmal beginnt sie beim Wunsch, geistreich zu wirken.

Das ist unangenehm. Denn es nimmt mir die bequemere Entschuldigung, ich hätte nur unglücklich formuliert. Manchmal formuliere ich nicht nur unglücklich. Manchmal formuliere ich zu geschickt. Zu pointiert. Zu sehr auf Wirkung hin. Dann ist die Pointe kein Unfall, sondern eine kleine Eitelkeit.

Und genau an dieser Stelle wird Anschlussfähigkeit mehr als eine Frage höflicher Sprache. Sie wird zu einer Form von Selbstbegrenzung: Kann ich auf einen guten Witz verzichten, wenn er den anderen nur als Träger meiner Pointe braucht? Kann ich eine scharfe Formulierung liegenlassen, obwohl sie mir gefällt? Kann ich Kritik so formulieren, dass sie nicht zuerst meine eigene Schlagfertigkeit und Scharfsinnigkeit beweist?

Vielleicht ist das einer der schwersten Lernwege: nicht nur verletzende Worte zu vermeiden, sondern auf den Glanz zu verzichten, den sie mir versprechen.

Ich kenne diesen Mechanismus also nicht nur aus der politischen Sprache. Ich kenne ihn aus mir selbst. Ich brauche nicht so zu sprechen. Friedrich Merz wahrscheinlich auch nicht. Aber es geschieht. Nicht immer aus bösem Willen. Manchmal aus Ungeduld. Manchmal aus dem Wunsch, gehört zu werden. Manchmal aus gedanklicher Bequemlichkeit. Manchmal, weil ein scharfes Beispiel schneller funktioniert als eine genaue Beschreibung.

Achtsamkeit auf die eigene Sprache beginnt deshalb nicht mit moralischer Überlegenheit. Sie beginnt damit, dass mir jemand einen Spiegel vorhält.

Vor einiger Zeit machte ich in Gegenwart eines dunkelhäutigen Freundes eine Bemerkung, die ich in diesem Moment nicht als rassistisch wahrnahm. Er sah mich an, mit einem etwas eingefrorenen

Lachen — er ist sonst ein sehr freundlicher, positiver Mensch — und fragte nur: „Was war das denn?“

Mehr brauchte es nicht.

Ich erschrak. Nicht dramatisch, nicht theatralisch. Aber deutlich genug, um zu merken: Da war etwas in meiner Sprache schneller als meine Einsicht. Ich sagte: „Oh, sorry, das war dumm von mir. Einfach unüberlegt.“ Und für diese Situation genügte das.

Aber eigentlich genügt es nicht. Denn solche Momente zeigen, dass verletzende Sprache nicht erst dort beginnt, wo jemand bewusst herabsetzen will. Sie beginnt oft früher: in Bildern, in Beispielen, in kleinen Abkürzungen, in scheinbar harmlosen Typisierungen. Sie beginnt dort, wo ich einen Menschen oder eine Gruppe brauche, um meinen Gedanken schärfer wirken zu lassen.

Vielleicht kann man solche Schärfen nicht einfach aus der Sprache entfernen. Schon das Wort „ausmerzen“ wäre wieder zu hart. Vielleicht muss man sie verlernen. Langsam. Durch Erschrecken. Durch Rückfragen. Durch die Bereitschaft, sich unterbrechen zu lassen.

Anschlussfähig sprechen heißt dann nicht, weich, beliebig oder konfliktscheu zu reden. Es heißt, so zu sprechen, dass der andere im Satz noch vorkommen kann — nicht als Beispiel, nicht als Zielscheibe, nicht als Karikatur, sondern als jemand, der mitdenken, widersprechen, sich zeigen und dennoch beteiligt bleiben kann.

Das ist kein kleiner Anspruch. Aber vielleicht beginnt politische Kultur genau dort: nicht erst in Programmen, nicht erst in Institutionen, nicht erst in großen Reden, sondern in der Fähigkeit, die eigene Zuspitzung zu prüfen, bevor sie andere verletzt.

Ich wünschte, ich könnte diese Momente in meiner Sprache einfach abstellen. Ich kann es nicht. Niemand kann es einfach so.

Aber man kann lernen, langsamer zu sprechen.

Und manchmal reicht ein einziger Satz eines Freundes, um damit anzufangen:

Was war das denn?